

Wie in Nordhausen die Mauer fiel

„Ich hab´s am 9. November 1989 in der Halle der Freundschaft bekannt gegeben“

Auszug aus „The Story of Ostalgy“
von Ralf Heckel

Stille Vorboten im warmen Mai

Es verspricht ein schöner Sommer zu werden. Der Mai 1989 zeigt sich von der sonnigsten Seite. Es gibt keinen einzigen Regentag. Wehmütig schaue ich an dem ungewöhnlich heißem 4. Mai dem „Quirl“ hinterher, der mit vollbesetzten Hängern und singenden Männern an der Verladerampe der IFA-Motorenwerke vorbei in den Harz dampft. Es ist Himmelfahrtstag aber kein Feiertag und wir müssen arbeiten. Diejenigen die jetzt in der Harzquerbahn sitzen, haben Urlaub genommen. „Zum Glück sitzt Du jetzt auf einem Gabelstapler und kannst wenigstens etwas von diesem schönen Wetter genießen“ denke ich so und surre weiter von der einen ölig verschmierten Werkhalle zur nächsten.

Es gibt in der Produktion nicht viel zu tun. Die Motoren reihen sich auf der Verladerampe auf. Ich muss sie mit viel Fingerspitzengefühl ständig umschichten. Eigentlich ist das hier ja gar nicht mein Job. Instandhaltungsmechaniker mit Abitur habe ich gelernt und soll hier als Motorenprüfer arbeiten – jedenfalls bis zu meinem 20. Geburtstag vor zwei Wochen war das so. Nun gibt es nichts zu tun und ich sitze auf dem Gabelstapler. Das mache ich zwar auch sehr gern, aber auch nur um Zeit zu gewinnen. Mein Studienplatz war nach dem Abitur schon besetzt und so warte ich mit einem Facharbeiterbrief in der Tasche auf die nächste Gelegenheit, endlich in die Welt der Kybernetik aufgenommen zu werden. Ich will in die Robotik und träume von der Raumfahrt.

Aber seit Beginn des Mai 1989 stehe ich nun nicht mehr als Prüfer und Monteur vor den Motoren, sondern schichte sie um. Es sind viele, sehr viele. Dabei hatte uns der Meister vor dem 1. Mai immer zur Planerfüllung und noch mehr Produktion angetrieben, es sollten noch mehr Motoren für die Volkswirtschaft werden. Und nun stehen sie alle da. Es werden kaum noch welche am Gleis der Verladerampe abgefertigt. Die Kollegen munkeln, dass das an dem beendeten Iran-Irak-Krieg liegt. Die DDR verkauft angeblich an beide Seiten die LKW´s und so gibt es immer Nachschub. Ich schüttele innerlich nur den Kopf und denke „Unsere schönen LKW´s für den Kriegseinsatz – und ich bekomme noch nicht einmal einen Barkas für meine rollende Disco, muss mir einen Träcker dafür selber bauen.“

Also genieße ich die frische warme Luft auf dem Stapler, nutze jeden Weg im Werksgelände, um Kollegen und Freunde zu besuchen und fiebere dem Mittwoch sowie den Wochenenden entgegen. Diese zwei Tage sind Highlights für mich im Frühjahr und Sommer 1989. Am Mittwoch um 9 Uhr ist „Jugendfunk“ und am Wochenende mache ich im nahegelegenen Niedersachswerfen Disco. Ich habe noch keine Ahnung davon, dass dieser Betrieb mit seinen über 3000 Mitarbeitern in diesem Monat für immer seine maximale Produktionskapazität erreicht hat und sich von nun an abwickeln wird. Es sind Vorboten der Wende, die von uns Nordhäusern natürlich noch nicht überschaut werden konnten.

Das Pfingsttreffen der FDJ

Ich hatte vor einem Jahr in meinem Heimatort Steigerthal die „Staatliche Spielerlaubnis für Schallplattenunterhalter“ der Stufe B absolviert. Die Einstufungskommission kam zur 700 Jahrfeier unseres Dorfes bis in die neue Festhalle. Nun hatte nach vielen überstandenen Hürden einen gefragten Nebenjob. Schnell bekam ich Einsatzgebiete rund um Nordhausen und eroberte mir zusammen mit meinem Freund Norbert ein Fanpublikum von mehreren tausend Gästen. Viele davon sind auch Kollegen in der IFA und so bekomme ich für so manchen erfüllten Musikwunsch am Wochenende auch immer mal ein Teil für meine Musikanlage in die Tasche gesteckt. Mal gab es von den Elektrikern Schalter oder einen Halogenstab für die Scheinwerfer, mal steckten mir Ingenieure des Musterbaus ein paar Transistoren oder die begehrten Leuchtdioden zu, mal fertigte ein befreundeter Techniker der Akky-Band ein Teil auf seiner Drehbank an, ab uns zu zog ein Schweißer im Ratiomittelbau immer mal eine Naht für meine Lichttraverse, fräste jemand in der Tischlerei Holzleisten für meine Lautsprecherboxen oder schenkte mir am Freitag ein Ventilbauer einen Beutel tiefkaltes Trockeneis für den Nebel auf der Bühne.

Die Stapler-Rundfahrten durch das Werk lohnten sich immer und für die Kollegen waren die neuen Informationen meines „Buschfunks“ auch immer begehrt. Viele sagten dann: „Ralf, Du bist ein guter Moderator und Discotheker. Mische doch mal diesen langweiligen Betriebsfunk hier auf.“

Der Betriebsfunk ist ein Lautsprechernetz im ganzen Betrieb. An deren Enden ist ein voll ausgestattetes Tonstudio mit allem was man sich wünschen kann. Zu jeder Frühstücks- und Mittagspause ertönt dann eine Stimme und es wird Musik gespielt. Das Problem war nur: Text und Musik waren stinklangweilig. Kurzentschlossen gehe ich in der Woche nach dem Himmelfahrtstag die Treppe hinauf zum Betriebsdirektor, stelle mich vor und zeige meine „Staatliche Spielerlaubnis“, mein Abiturzeugnis und meinen FDJ-Ausweis. Die beleibte Vorzimmerdame schickt mich sofort weiter. Ich erzählte etwas von Jugendarbeit und lege zudem noch einen Zeitungsausschnitt aus einer Rede zum letzten Parteitag der SED vor. Darin steht etwas von Jugendarbeit und der Verpflichtung dieser stärker nachzukommen. Ich habe in den zwei Jahren letzten meiner bescheidenen Selbstständigkeit als Discjockey gelernt, worauf es ankommt, wenn man seine Ziele durchsetzen will. Nun fühle ich, dass der Mann entweder keine andere Wahl hat oder keine Zeit. Er schickt mich kurzerhand mit einem Zettel und einer Handschriftnotiz zum FDJ-Sekretär. Ich habe also bekommen was ich wollte, eine Weisung von „oben“.

Ich muss nun noch eine Treppe steigen in ein Büro unter dem Dach. Der FDJ-Leiter dort ist ein blonder hochgewachsener Kerl, wirkt jung und ist voller Tatendrang als ich ihn von meinen Plänen erzähle. Er hat tausend Ideen und will am liebsten gleich alles umsetzen. Nur sein Musikgeschmack ist mir fremd. Er will am liebsten alles Ostmusik und Dixieland haben. Dennoch duzten wir uns und sind schnell auf einer Wellenlänge. Er gibt all meinen Wünschen zum Fertigen von Jugendsendungen im Betriebsfunk nach und sagt: „Nächste Woche hast Du eine Probesendung. Du berichtest darin über das Pfingsttreffen der FDJ in Berlin!“ Dann zieht er ein Stück Papier mit einem Ablaufplan aus dem Schreibtisch, notiert meinen Namen drauf und reicht es mir rüber: „Sei am Freitag bitte pünktlich um 8 Uhr am Bahnhofsvorplatz zur Abfahrt bereit. Hier ist der Programmablauf und mit diesem Zettel hast Du alle Sonderbefugnisse und eine Arbeitsbefreiung.“

Jetzt bin ich bin baff.

Der Bahnhofsvorplatz ist voller junger Leute. Es ist Freitag der 12. Mai 1989. Ich stelle mein Motorrad in einer Seitenstraße ab und haste im Blauhemd und mit Kassettenrekorder hin. Die

Luft ist voller Blütenduft und die Sonne brennt bereits auf der Schulter. Alles ist in Blauhemd und in guter Stimmung. Es gibt rote Stoffbeutel mit einer Verpflegungsration und schon geht es generalstabsmäßig in einen bereitgestellten Sonderzug. Zum ersten Mal fahre ich außerhalb der sonst obligatorischen Ostsee-Urlaubsreisen in die Hauptstadt. Die Spannung ist groß, die Stimmung reißt mit. Im Zug treffe ich den FDJ-Sekretär meines Betriebes wieder. Er nimmt mich beiseite und sagt: „Ralf, Du weißt was für eine Verantwortung Du jetzt hast. Es werden viele westliche Reporter da sein und die DDR schlecht machen wollen. Wir haben großes mit Dir vor. Versaue das nicht.“ Zwar irritiert mich das etwas, aber schon zur Einfahrt in Berlin ist das alles wieder vergessen. Wir werden von Helga Hahnemann an den Lautsprechern auf einem bunt geschmückten Güterbahnhof empfangen.

Die folgenden drei Tage werden für mich unvergessen. Es sind Tausende von jungen Leuten da. Die Fassade mit sozialistischen Losungen und FDJ-Hemd stört niemanden. Wichtig ist, dass viel los ist und man sich treffen kann. Der Tagesablauf ist alles andere als fest vorgegeben. Wir haben alle Freiheiten und können uns bewegen wie wir wollen. Die Stadt ist so sauber, dass man sich ohne schmutzig zu werden auf die Straße setzen kann. Für mich ist das neu.

Ich treffe auf viele Musiker aus meiner Heimatstadt, die dem Abschiedskonzert der Puhdys beiwohnen wollen und gehe mit. Die Stimmung ist bombastisch. Der Titel „Das Buch“ geht unter die Haut mit dem Text „... und aus zehn Milliarden Augen, ein Trauerregen rann, und ein Tränenmeer das überlief, ...“. Es laufen wirklich die Tränen und ein unbeschreibliches Gemeinschaftsgefühl macht sich breit. Es hat aber auch etwas Unheimliches und surreales. Dieses Gefühl ist gepaart mit einer Art Endzeitstimmung, die vielleicht aber auch mit nur diesem Abschiedskonzert zusammenhängt.

Etwas später treffe ich auf der Bühne vor dem Roten Rathaus auf die Gruppe Keimzeit. Dort wird unendliche Male der Titel „Als ich fortging“ wiederholt. Wieder ergreift mich dieses Endzeitgefühl und ich taumele in Gedanken trunken zwischen Zusammengehörigkeit und unklaren Zukunftsplänen. Am Pfingstsonntag gelingt es mir auf die Aussichtsplattform des Fernsehturms zu kommen. Meine „Sondererlaubnis“ befähigt mich dazu. Aus 220 Metern Höhe schaue ich auf die Straßen Berlins. Sie sind voll von jungen Menschen in blau und bunt. Über eine halbe Million junger Leute sind da. Ich schaue lange zu und kann sie mit einem Blick in alle vier Himmelsrichtungen erfassen. Nach einer Weile kommt mir ein Gedanke: „Das sind nun alle meiner Generation aus der DDR. 500.000 junge Menschen. Das macht 250.000 Mädchen. Also befindet sich darunter auch irgendwo Deine künftige Frau.“

Mit einem Male kommt mir die Menge klein und endlich vor. Mein Leben und meine Zukunft ist mit einem Blick zu erfassen. Was ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnte, geahrte dennoch fortan in mir. Es sollte noch etwa 3 Monate dauern, bis ich es wirklich begriff. Im Moment aber sind solche Gedanken nur kurz und werden vom Trubel des sich uns prall gegenüberstehenden Festivals wieder überdeckt. 20 Jahre später: tatsächlich – unter diesen 250.000 Mädchen befand sich meine heutige Frau.

Auf dem Heimweg sitzen wir alle erschöpft im Zug. Ich schlafe und werde jäh geweckt. Es ist der FDJ-Sekretär. Er drückt mir einen Zettel mit Stift in die Hand und erzählt etwas von der Notwendigkeit einer Mitgliedschaft zum Zwecke meiner Zukunft. Ich solle mal meine Erlebnisse kurz hier notieren. Also kritzle ich ein paar begeisterte Zeilen auf das Papier und sehe dabei meinem Traum eines Radiomoderators näherkommen, schlafe jedoch schnell wieder ein. Den Zettel habe ich vergessen.

Das IFA-Radio

Schon nach der Schicht am Montag setze ich mich an meine erste Sendung für den Betriebsfunk. Zuerst selektiere ich ein paar Aufnahmen aus Berlin. Dann suche ich die Musik aus und konzentriere mich dabei auf das Puhdys-Abschiedskonzert. Aber mir gefällt das alles noch nicht. Es ist zu trocken und steif. Da noch Pfingstferien sind, ist das naheliegende Ferienlager „Grasmühle“ noch voll besetzt. Ich fahre mit dem Motorrad dort hin, stelle zwei Mikrofone und Tonband auf und hole mir alle Mädels an den Tisch. Als ich ihnen erzähle, dass sie einen Werbejingle singen sollen, sind alle begeistert. Nach einigen Proben bin ich zufrieden und die Mädels unheimlich aufgeregt. Es ist daraus eine Art zweistimmiger englischer Canon geworden der allen zusagt: „Listen to, listen to – IFA Radiooooo“. Dann verschwinde ich in meinem kleinen Homestudio in Steigerthal und schneide weiter. Wie ich die Auflage „60/40“ (Anteil Ost- und Westmusik) umgehen konnte, wusste ich als DDR-DJ nur zu gut. Jeder Jingle und jede Unterlegmusik beim Moderieren konnte mitgezählt werden, sobald sie 8 Takte erreicht hatten. Am Ende konnte ich 100% der gefragten Hits aus dem Westen ausspielen und riss im Bericht über das Pfingsttreffen lediglich die Ost-Titel an. Der neue IFA-Radiojingle wurde zum Zünglein an der Waage, sogar mit einigen darüberliegenden Prozentsen.

Das Band bringe ich am Mittwoch-Morgen zur Betriebsfunkredaktion. Es ist der 17. Mai, der Geburtstag meiner Schwester. Die Dame dort erwartet mich schon und legt das Band ein. Sie hatte scheinbar auch eine „Anweisung von oben“ erhalten. Um 9.00 Uhr ertönt der neue Radiojingle und meine Sendung startet. Ich sitze dabei schon wieder in meiner Abteilung und bin aufgeregt. Die Sendung schlägt ein wie eine Bombe und zwar in zweierlei Hinsicht. Den Werksarbeitern gefällt der lockere Stil und die gute Musik – der Verwaltung aber ist die „westliche Vortragsweise“ ein Dorn im Auge.

Nach zwei Stunden werde vorgeladen. Mein Meister überbringt einen Zettel von der SED-Betriebsleitung und macht ein finsternes Gesicht: „Ralf, Du bringst mich noch um Kopf und Kragen“. Also gehe ich mit einem mulmigen Gefühl in das Parteisekretariat. Dort empfängt mich der Betriebsparteileiter, der FDJ-Sekretär und noch ein paar mir unbekannte Leute. Es gibt eine Aussprache die damit anfängt: „Jugendfreund Heckel, wir sind sehr enttäuscht von Ihnen. Wir haben Ihnen den Zugang zum Betriebsfunk ermöglicht und Sie spielen dort die Musik des Klassenfeindes. Ihre Spielerlaubnis kann damit entzogen werden. Erklären Sie das doch bitte einmal.“

In der folgenden Unterredung erkläre ich redegewandt, dass die Sendung nach „allen Künsten der sozialistischen Jugendarbeit“ aufgebaut ist. Dabei begreife ich wie wichtig die Ausbildung zum Schallplattenunterhalter war und dass sie vor allem dazu geeignet ist, sich wieder aus dem Kakao zu ziehen. Ich merke, dass man mir aufmerksam zuhört und setze mit den scheinbar linientreuen Argumenten fort. Innerlich sicher ziehe ich dann einen Zettel heraus und übergebe diesen. Es ist die Titelliste meiner Sendung mit der Reihenfolge aller Lieder, der Auflistung seiner Produzenten und der Lizenznummer der staatlichen Schallplattenfirma AMIGA. So etwas muss ich zu jeder Disco auch machen für die AWA (heute GEMA). Unten war eine prozentuale Gegenüberstellung der Ost- und Westtitel. Ich habe den „Plan sogar um 4 % übererfüllt“. Auch hängen hinten die Auszüge aus den Gesetzen dran, welche im Rahmen dieser Sendung angewandt werden. Das war ein Tipp meines gewitzten Mentors zur Ausbildung mit den Worten „Hänge das an und niemand kann Dir an das Bein pinkeln“. Nachdem der Zettel durch alle Hände gegangen war, räuspert man sich und murmelt sich einige Sätze zu.

Schließlich steht der FDJ-Sekretär erleichtert auf und sagt: „Ich freue mich, dass der Jugendfreund Heckel so vorbildlich gearbeitet hat und die Interessen unseres Staates würdig vertritt. Seine Sendung bringt neuen Wind in die Jugendarbeit unseres Betriebes und nach allem was ich gehört habe ist er unter der Jugend sehr beliebt. Ich schlage deshalb vor, seinem Wunsch nach einer Parteimitgliedschaft stattzugeben“. Jetzt trifft mich der Schlag „WAS?“

Der FDJ-Sekretär spricht weiter und legt meinen im Zug bekritzelten Zettel auf den Tisch auf dem ich ein Loblied zum Pfingsttreffen geschrieben habe. Er wertet es als ein schriftliches Bekenntnis zum Parteibeitritt nach einem „ausführlichen eingehenden Gespräch“. „Ach Du Scheiße“ denke ich „ich war müde und habe fast nur geschlafen...“. Aber ich erkenne auch, dass der Mann mich vor diesen mießgrähmigen Herren freischaufelt und Wohlwollen erzeugt. Deren Zustimmung brauche ich um die Sendung weiter zu machen. Ich rede mich also geschickt heraus und sage, dass diese Entscheidung wohlüberlegt sein muss und ich dazu um noch etwas Zeit und noch weitere Prüfungen zur Reife bitte.

Die Jugendsendung im IFA-Betriebsfunk am Mittwoch wird fortan schnell populär und es macht mir sehr viel Spaß die haarscharfen Grenzen meiner Möglichkeiten auszuspielen und immer auch etwas zu erweitern.

Der Flüchtlingssommer 1989

Meine persönliche Situation verbessert sich auf ein Level welches ich mir bereits mit 15 Jahren erträumte. Der Sommer ist ohne Urlaub und voll von Discoververanstaltungen mit denen ich gut verdiene. Auch die wöchentlichen Sendungen im Jugendradio verbreiteten sich schnell. Hinzu bekomme ich im Juni eine eigene Werkstatt und bin als Mechaniker für fünf Werkzeugmaschinen zuständig.

Dabei halte ich stets das Sprichwort eines Instandhalters ein: „Du bist gut wenn Du nichts zu tun hast“. Die Maschinen werden zum Tagesbeginn sorgsam geprüft und gepflegt. In der Frühstückspause wechsele ich Verschleißteile aus bevor diese kaputt gehen können. Dann ist meine Arbeit eigentlich beendet und ich nutze die übrigen 6 Arbeitsstunden, um Teile für meine Diskothek oder den Träcker zu fertigen. Wenn doch einmal der Meister hereinschaut, dann erkläre ich, dass es wieder einmal einen Lieferengpass gibt und ich die fehlenden Maschinenteile selbst herstellen muss bevor sie kaputt gehen. Er klopft mir dann auf die Schulter und sagt: „Ralf, was würden wir ohne Dich machen.“

Die Wahrheit aber ist, dass es überhaupt keine Lieferungen mehr gab. Ich nutze also meine Wege durch den Betrieb unter dem Vorwand ich müsse Teile fertigen und lasse tatsächlich viele herstellen. Aber es ist nur ein geringer Anteil von Maschinenteilen darunter. Anderes ist für die Disco. Ich spreche das im Falle einer Nachfrage auch offen an: „jugendpolitische Arbeit“. Die Arbeiter wissen was dahinter steckt, tolerieren es augenzwinkernd und laden mich immer öfter ein. Das geht sogar soweit, dass der Meister Anrufe bekommt: „Herr Heckel möchte in die Abteilung XY kommen, sein Maschinenteil ist nach TGL fertig.“ Immer wenn der DDR-Maschinenstandard „TGL“ genannt wird, weiß ich dass es um etwas anderes geht.

Im Flüchtlingssommer 1989 bin ich der Einzige der Region, der an seinem Arbeitsplatz ein besonderes Radio hat. Ich habe mir einen Kassettenrekorder mit Radioteil umgebaut. Dort kann ich zwei Sender parallel abspielen. Er war so eingestellt, dass der Westsender HR3 lief, wenn eine Drahtbrücke in der Antennenbuchse steckte. Zog man diese heraus, oder

unterbrach man den Kontakt, sorgte die veränderte Kapazität des zusätzlich im Radioteil eingebauten Kondensators dafür, dass der Ostsender Radio DDR 1 lief. Ich spannte also eine „Antenne“ vom Radio an meine Werkbank und verdrillte die beiden Enden der Drähte mit 1-2 Umdrehungen. Das ist mein „Geheimschalter“. Wenn jemand hineinkommt oder ich aus der Werkstatt gehe, durchtrenne ich diese lockere Verbindung mit einer Fingerbewegung. Das hat den Vorteil, dass ich immer auf dem Laufenden bin und die Menge der Flüchtlinge an der ungarischen Grenze und deren Vorgänge kenne. Ich halte es in diesem Sommer für meine besondere Pflicht als Jugendredakteur vollumfänglich informiert zu sein.

Die Arbeiter im Betrieb vertrauen sich mir immer mehr an und wollen wissen wie der aktuelle Stand der Flüchtlinge ist. Wenn das Zeichen „TGL“ kommt, dann bedeutet es: „Heckel komm her, wir leiden unter Informationsarmut“. Es ist für mich der Beginn der Wende und einer unheimlich spannenden Zeit.

In der letzten Augustwoche zieht mich ein älterer Arbeiter beiseite und sagt: „Junge, pass bloß auf Dich auf. Was Du machst ist richtig aber auch kreuzgefährlich. Irgendwas ist da im Gange. Sonst wird um diese Zeit immer der Geburtstag von Erich Honecker groß aufgemacht. Jetzt aber höre ich nichts davon. Sei auf der Hut.“ Es dauert nicht lange und zwei Herren durchsuchen meine Werkstatt. Außer Musikkassetten und Skripten für meine Jugendsendung aber können sie nichts Auffälliges finden. Es sind eben keine Techniker. Sie können die Leiterplatte eines 1000 Watt-Musikverstärkers für meine Disco nicht von der Steuerplatine einer Werkzeugmaschine unterscheiden. Auch das Radio und die durchgehörten Musikkassetten geben kein Geheimnis preis. Das einzige auffällige Buch im Schrank ist „Mohr und die Raben von London“. Ich lese mir darin den Aufstand der Arbeiter in der Baumwollspinnerei im Londoner Viertel Soho noch einmal mit großem Interesse und unter anderem Gesichtspunkt durch. Da es aber über Karl Marx handelt und als kommunistische Literatur gilt, gibt man mir „vorbildliche Noten“. Sie verschwinden wieder.

In einer der darauf folgenden Sendungen gegen Ende September 1989 spiele ich den Titel von Herbert Grönemeyer „Jetzt oder nie“ und lasse meine inzwischen gefestigte Ansicht von einem notwendigen Wandel im Land über diesen Liedtext in die Öffentlichkeit. Dieser Titel ist auf der von Amiga verlegten Schallplatte Bochum und somit für eine politische Diskussion mit der Zensur ungefährlich. Ja, meine Sendungen werden seit dem Durchsuchen meiner Werkstatt zensiert. Ich muss das Band vorab abgeben und erkenne daran immer mehr die Ohnmacht der Machthaber.

Die Zeilen die für mich in diesem Lied sprechen sind diese:

„... wir werden dosiert, zensiert, Menschen achtlos diffamiert, wie eine träge Herde Kühe, schau wir kurz auf und grasen dann gemütlich weiter,, die Zeit rennt weg, wir müssen's angehn, - jetzt oder nie jetzt oder nie mehr, jetzt oder nie“

„... sie werden dich fotografiern, sie werden dich registriern, du verbaust dir dein ganzes Leben, warum nur du, es gibt doch soviele andere, kämpfen für ein Land wo jeder noch reden kann, herausschreien was ihm weh tut, wer ewig schluckt, stirbt von innen, - jetzt oder nie jetzt oder nie mehr, jetzt oder nie ...“

„... jetzt oder nie, es tut so gut, wenn dir die Seele brennt, du auf die Straße rennst und du zeigst, es geht dir nicht gut, daß dir der Kopf zerspringt, und du weißt, daß du was tun musst, ..., - jetzt oder nie jetzt oder nie mehr, jetzt oder nie ...“

Natürlich werde ich wieder vorgeladen aber kann mich mit ein paar Textzeilen über Umweltverschmutzung in diesem Lied herausreden. Ich kann den linientreuen Leuten klar machen, dass dieses Lied ein Hilfeschrei der armen Menschen im Ruhrpott ist und diese Gesellschaft sich somit von innen aushöhlt. „Umweltverschmutzung gibt es in der DDR doch nicht“ sagte ich zum Schluss und weiß genau, dass die Herren das Gegenteil nicht zugeben dürfen. Ich werde entlassen und fühle mich bestärkt, dass genau dieser Aushöhlungsprozess in meinem Land im Gange ist, denn ich habe die hiesigen untragbaren Zustände im Bezug auf die Umwelt selbst erlebt.

Montagsdemos in Nordhausen

Immer mehr vergrabe ich mich in den Ereignissen des Herbstes 1989, suche nach zweideutig auslegbaren Liedtexten und bin rastlos im Betrieb, im Kreis und auf meinen Discos unterwegs. Keine Nachrichtensendung wird ausgelassen – auf beiden Seiten. Durch meine Eltern war ich geschult darin, aus den einzelnen teilweise sehr weit auseinanderklaffenden Informationen den möglichen Wahrheitsgehalt herauszufiltern. Dem Westfernsehen kam dabei zugute, dass vieles mit Bildern untermalt wurde.

In dieser Zeit berührt mich besonders wieder das Lied von Keimzeit „Als ich fortging“ mit den Zeilen:

„Als ich fortging war die Straße steil, kehr wieder um ...

....

Nichts ist unendlich, so sieh das doch ein,
ich weiß, du willst unendlich sein, schwach und klein.
Nichts ist von Dauer, wenn's keiner recht will,
auch die Trauer wird da sein, schwach und klein.“

Das Gefühl von Veränderung um Mitbestimmung macht sich breit. „Wir können unsere Zukunft selbst in die Hand nehmen – ich kann meine Zukunft in die Hand nehmen und muss dafür etwas tun“ das sind neue Erfahrungen und Erkenntnisse aus diesem Monat. Sie sind gepaart mit dem bedrückenden Gefühl eines durch die Ausreisewellen ausblutenden Landes und dem Bedürfnis, die nötigen Veränderungen im eigenen Land vorzunehmen. Dieses Gefühl ist gepaart mit der Einsicht „dass nichts unendlich ist, wenn's keiner recht will“ und man sich nur „umkehren“ muss. Das ist in meinen Augen nun die Alternative zum „Fortgehen“, also zur Flucht aus dem Land: „Die Umkehr von der Ausreise und die Veränderung im eigenen Land“. Ich spiele dieses Lied zusammen mit Herbert Grönemeyer „Jetzt oder nie“ ab dem 11. Oktober nun jede Woche. Zwei Tage zuvor fand in Leipzig die in die Geschichte eingegangene Montagsdemo statt.

Ab diesem Moment gehen die Ereignisse so rasant voran, dass ich Mühe habe, alles aus meiner Erinnerung in die richtige Reihenfolge zu ordnen. Ich erinnere mich, dass auf meinen Rundgängen in der IFA sich eine Information zu einer Veranstaltung des Neuen Forums in der Frauenkirche breit macht. Natürlich gehe ich hin. Zum gleichen Zeitpunkt findet in der Nordhäuser Stadterrasse eine Veranstaltung des Rates des Kreises für Kultur statt. Dort wollen meine Eltern teilnehmen und so fahren wir gemeinsam. Es ist noch etwas Zeit und ich setze mich mit in die obere Etage der Stadterrasse. Es referiert der amtierende Kulturleiter des Rates der Stadt Nordhausen und gibt bekannt, dass er gern die Mittelwerk-Stollen öffnen möchte. Dann habe ich kein Ohr mehr dafür und gehe zur nahegelegenen Frauenkirche. Ich

weiß nicht mehr, ob das am 6., 9. oder 13. Oktober 1989 war. Leider finde ich im Jahre 2009 nichts im Internet über diese Veranstaltung.

Dort versammeln sich stumm Menschen. Die Kirche ist bereits voll. Draußen stehen weitere. Pfarrer Rüter redet an einem schlecht installiertem Mikrofon und jemand verteilt Zettel mit Liedtexten „Die Gedanken sind frei“. Es ist ein neblig kalter Abend.

Das Lied begeistert mich, aber die übrige Veranstaltung kommt bei mir nur bedingt an. Zu kirchlich ist das. Das alles hat mir zuviel von einem Gottesdienst und die Gebete zwischendurch empfinde ich nicht als Heilmittel für das notwenige Engagement im Land. Als Realist empfinde ich noch heute das Gebet als Einbahnstraße der Hilflosigkeit in das Nichts und nicht als bilaterale Kommunikation. Ich weiß, dass man anfassen muss um Probleme zu lösen und nicht Dämonen herbeizaubern kann. Vielleicht aber schwirrt in meinem Kopf auch nur zu sehr der Liedtext von den Puhdys umher: „... uns hilft kein Gott, unsre Welt zu erhalten ...“ Auf dem Heimweg diskutiere ich mit meinen Eltern dennoch sehr über die Veranstaltung. Eine Spaltung der Ansichten zweier Generationen wie sie in meinem Land millionenfach zu dieser Zeit herrscht, wird sichtbar. Ich nehme es meinen Eltern nicht übel, sie haben die DDR mit aufgebaut.

Wieder macht in der IFA eine Information über eine Protestveranstaltung die Runde. Sie soll in der Altstadt am Altentor stattfinden. Überraschend aber wird an diesem Abend die Freiwillige Feuerwehr unseres Ortes zu einer Übung einberufen. Ich bin als Pumpmaschinist tätig. Also ziehe ich mir die Uniform an und fahre brav mit dem Motorrad zum Einsatzort, verseehe einem Dienst und fahre in Uniform weiter zur ersten Friedensdemonstration in Nordhausen. Ich bin festentschlossen, von dieser Veranstaltung zu berichten – mich nicht weiter hinter Liedtexten zu verstecken. Aber „Bammel“ habe ich auch und so wird der Kassettenrekorder unter der großzügigen Einsatzuniform versteckt.

Es ist Montag der 16. Oktober 1989. Stumm treffen wieder viele Leute ein. Sie scheuen den Blick und wollen sich eigentlich alle unsichtbar machen. Mir geht es nicht anders und deshalb fühle ich mich in meiner Feuerwehruniform auch nicht unwohl. Dennoch interessiert es jeden, was da vorn vor sich geht. Ich kann nichts sehen und nichts hören. In der halb verfallenen Altstadt ist wieder eine Kirche und die ist restlos überfüllt. Also stehen wir draußen. Meine Mutter will auch kommen, traut sich aber nicht hin. Sie fährt im großen Bogen mit dem Wartburg um das Geschehen herum. Endlich strömen die Leute aus der Kirche. Man formt sich zu einem Zug und geht mit Kerzen die Altstadt hinauf. Vereinzelt sind Plakate und Losungen zu sehen. Die zunächst kleine Menge schwillt in dieser Zeit rasant an. Weitere Leute kommen ermutigt aus den Seitenstraßen. Vor dem Volkspolizeikreisamt macht der Zug Halt. Es werden Kerzen aufgestellt und dann setzt sich die Menge zum Rathaus fort. Ich schätze etwa 300 Menschen. Vor dem Rathaus werden Zettel mit Liedtexten verteilt. Man singt die „Internationale“. Die Teilnehmer sind Menschen aus allen Schichten. Es geht äußerst friedlich ab und wird von einem befreiendem Gefühl der Gemeinsamkeit bestimmt. Nicht ein einziger Passant hat eine Bierflasche bei sich oder ist als Schaulustiger zu erkennen.

Sehr vorsichtig berichte ich zwei Tage später von den Ereignissen im IFA-Radio. Aber die Zensur überspielt diesen Text einfach mit dem Lied „Hoch auf dem Gelben Wagen“. Ich bin wütend und muss diese Wut auch noch durch meine Hörer ertragen. Sie waren enttäuscht nichts darüber gehört zu haben. Ich muss vielen erklären, warum das so eine „verkorkste“ Sendung war. Natürlich werde ich wieder vorgeladen und gefragt, was ich mir herausnehmen würde, derart verstümmelt und falsch über randalierende Chaoten in der Innenstadt zu

berichten. Ich spiele meine Aufnahme von dieser Montagsdemo vor und es erklingt die „Internationale“. Das ist ein Lied aus den Ursprüngen der kommunistischen Bewegung und niemand durfte dagegen etwas unternehmen. Ich werde dennoch gerügt und soll meine Sendung ab nun einen Tag zuvor abgeben. Dann bittet mich der FDJ-Sekretär zu sich in das Büro.

Von dem Tatendrang dieses jungen Mannes ist nichts mehr zu spüren. Er wirkt niedergeschlagen, das Büro unaufgeräumt und staubig, das FDJ-Hemd klebt ihm verschwitzt und fleckig am Körper. Er spricht mich direkt an: „Ralf, willst Du nicht den Laden hier übernehmen? Du kannst auch die Leitung des Kulturhauses bekommen.“ Erschrocken schaue ich auf: „Und was wird aus Dir.“ Unsicher geht er im Zimmer auf und ab, setzt sich und sagt: „Ich will abhauen“. Ich bin wie gelähmt. So offen hat das noch niemand zu mir gesagt – und erst recht nicht hätte ich es in einer solchen Situation erwartet.

„Mensch, Du bist wohl verrückt geworden?“ sage ich. „Jetzt, wo man hier alles verändern und unserer Gesellschaft neuen Auftrieb geben kann! Was willst du denn im Westen machen? Die haben doch für Dich gar keine Verwendung.“ Er schaut nach unten und erzählt seine Lebensgeschichte, dass er aus Schwedt kommt und dass dies jetzt noch mehr am Ende der Welt liegt. Wir reden noch etwa eine halbe Stunde. Ich habe ihn seitdem nie wieder gesehen.

Im Werk werden „Eisenschweine“ aufgestellt. Das sind gepanzerte Einsatzwagen. Zwei stehen direkt hinter dem Werkstor und damit neben meiner Werkstatt. Ich kann das grobe Profil der dicken Räder aus meinem Fenster sehen. Bei diesem Anblick fröstelte mir. Unter den Kollegen wird offen ausgesprochen, dass die Betriebskampfgruppen in erhöhte Alarmbereitschaft versetzt werden. Merkwürdigerweise aber hält damit niemand ein Blatt vor dem Mund. Kollegen aus meinem Arbeitsbereich sagen sogar offen, dass sie Mitglied in der Kampfgruppe sind.

Im kleinen Frühstücksraum in unserer Abteilung, diskutieren die Kollegen offen miteinander. „Heinz – was willst du denn tun, wenn sie Dir ne Knarre in die Hand drücken und in Marsch setzen?“ Er zuckt mit den Schultern und sagt: „Na dann werde ich eben loslaufen“. Die anderen Kollegen werden wütend und meinen: „Ja aber Du kannst doch nicht auf Deine eigenen Leute, auf uns hier schießen. Bist Du denn verrückt geworden? Wir sind zusammen in die Schule gegangen.“ Darauf erwidert Heinz gelassen: „Wer sagt denn dass ich schieße?“ Die Diskussion heizt sich auf: „Na der da oben Du Blödkopp“ und man zeigt mit dem Finger auf eine Wandzeitung mit dem Bild vom Betriebsparteileiter. „Ach der, na wenn der Arsch sagt, dass ich schießen soll, dann drehe ich mich eben rum und drücke ab. So einfach ist das.“ Sofort verstummt alles erschrocken für eine Sekunde, um dann in pustendes Lachen auszubrechen. Nur der Meister bekommt einen roten Kopf und sagt: „Mensch, seid bloß leise. Ihr bringt mich noch um Kopf und Kragen.“ Scherzend erwidern die Kollegen: „Na dann musste Dich eben mal ducken wenn Heinz sich umdreht.“ Gelächter.

Mir wird klar, dass die Betriebskampfgruppen auf unserer Seite sind und das beruhigt sehr. Fortan sehe ich die „Eisenschweine“ nur noch als nutzloses Gerümpel welches wohl nie einen Einsatz fahren wird.

Am Montag, dem 23. Oktober 1989 findet wieder eine Montagsdemo statt. Die Betriebsleitung versucht mit „Dialogrunden“ in den Betrieben die Luft aus diesen Vorhaben zu nehmen. Ich besuche eine solche Dialogveranstaltung im Speisesaal und komme zu dem Schluss, dass die zu kopflastig und gesteuert sind, während an der Wand immer noch die Bilder der bereits abgesetzten Honecker und Stoph hängen. Abends dagegen geht es schon

mehr zur Sache. Wieder formiert sich ein Zug das Altentor hinauf. Nun aber sind es nicht nur etwa 300 Menschen, sondern Tausende. Der Ruf „Wir sind das Volk“ hallt erstmals durch die Straßen und genau dieses Echo macht stark. Es ist ein um Millisekunden zeitversetzter Spiegel unserer Menge und damit unserer Kraft. Wir sehen (hören) uns selbst und das steigert den Mut. An diesem Abend wird mir klar, dass dies nun niemand in Nordhausen mehr als Chaoten bezeichnen kann. Es geht nicht mehr wegzuwischen.

Mit neuem Mut beginne ich ab nun mit dem Rekorder in der Hand auch Stimmen im eigenen Betrieb einzufangen. Die Kollegen sind nun willig und wollen ihrem Unmut Luft machen. Sie trauen sich vor das Mikrofon. Ich sammle viele solcher Stimmen ein. Man vertraut mir. Trotzdem wollen manche Kollegen das Interview aber nur an einem versteckten Ort machen und nicht genannt werden. Es werden mir dabei allerlei Papiere in die Hand gedrückt. Der eine hat eine Abhandlung über die „Schritte der Konvertierbarkeit der DDR-Mark“. Ein anderer gibt mir Gedankenskizzen über die „Neuorganisation des Betriebes“, ein anderer hält eine Zeitschrift des Herstellers DAF in der Hand und sagt: „Guck´ Dir doch mal diese Motoren hier an, wir werden den Westen nie aufholen.“

Am Montag dem 30. Oktober ist wieder eine „Montagsdemo“. Diesmal findet sich der Kern am Abend auf dem schlecht beleuchteten August-Bebel-Platz ein. Das Reformhaus ist von den Menschen völlig verschlungen. Der Platz ist voll. Das einzige Mikrofon in der Nähe der Kreutz-Apotheke reicht keinesfalls aus und deshalb hört man auch nur die gemeinsam gesprochenen Parolen. Da ist wieder „Wir sind das Volk“ und „Der Bürgermeister ist am Mittelmeer – wo hat er nur die Mittel her?“ Der Atem der Menschen steigt als Schwade durch den spärlichen gelben Schein der wenigen funktionierenden Straßenlampen auf. Dann setzt sich die Menge in Bewegung und geht die Stadt hinauf. Vor einem Plattenbau kommt sie zum Stehen und brüllt das Gebäude an. Ich erfahre, dass dies die Stasi-Zentrale ist. Aus dem Schornstein sprühen Funken. „Die Schweine verbrennen unsere Akten“, ruft jemand aufgebracht. Jedoch kann niemand vor dem verschlossenen Eisenzaun etwas ausrichten, als nur mit den Taschenlampen in alle Fenster zu leuchten. Einer der Demonstranten glaubt jemanden mit einer Kamera blenden zu müssen. Also machen es alle nach. Das Gebäude wird später zum Arbeitsamt. Man redet in der darauf folgenden Woche von etwa 35.000 Demonstranten.

Der Alltag besteht aus nichts weiterem mehr als aus dem Umbruch in unserem Land. Ich ziehe von Nachrichtensendung auf allen Kanälen über die Zeitungen und das Radio, besuche alle möglichen Veranstaltungen in der Region, mache meine Discos und versuche irgendwie meine Sendung im Betriebsfunk zu fertigen. Noch aber kann ich wenig ausrichten. Da ist ja die Zensur. Also geistere ich durch den Betrieb und überbringe die wichtigsten Informationen direkt an die Kollegen. Es folgen viele aktive Tage und wenig Schlaf. Nachdem ich meine Freundin deshalb mehrfach versetzt habe, will sie nichts mehr von mir wissen. Irgendwie ist mir das in diesem Moment sogar egal.

Ab dem 26. Oktober 1989 werden in der „Halle der Freundschaft“ auf dem Petersberg Donnerstags „Dialogveranstaltungen“ durchgeführt. Es sind Nordhausens Versuche eines Runden Tisches. Ich gehe wegen des Geburtstages meines Vaters nicht auf die erste Veranstaltung, aber ab dem 2. November. Die Halle ist voll. Vorn sitzen hinter einem Podium Regionalpolitiker und Vertreter des Neuen Forums. Neues und Grundlegendes ist nicht zu erfahren. Ich habe das Gefühl, als wolle niemand so richtig von seiner Position abrücken. Aber der Wille um gegenseitige Gespräche ist da und das bindet Interesse.

Die Novembertage vor dem Mauerfall

Mich befriedigt das alles nicht und deshalb fahre ich am 4. November nach Berlin. Es ist meine zweite außerplanmäßige Fahrt in die Hauptstadt. Diesmal aber ist es eine völlig andere Situation. Noch immer traut niemand dem anderen über den Weg. Die Fahrt wird sehr still und verläuft ohne Gespräche. In Berlin gibt es keine generalstabsmäßige Planung mehr wie vor einem halben Jahr zum Pfingsttreffen. Man muss sich alles allein suchen, braucht aber nur dem stummen Strom der Massen zu folgen.

Was ich hier auf dem Alexanderplatz zu sehen bekomme übertrifft in seiner Freizügigkeit meine kühnsten Erwartungen. Es treffen etwa eine Million Demonstrierende ein. Ich erlebe live Stephan Heym, Gregor Gysi, Steffie Spira-Rushin und weitere. Ihre Sätze prägen sich in meinem Kopf ein und werden für immer deutsche Geschichte.

„Es ist als habe einer die Fenster aufgestoßen und all der Mief, das Phrasengewäsch, die Dumpfheit und behördliche Willkür Welch eine Wandlung. Vor nicht einmal 4 Wochen stand dort die schön gezimmerte Tribüne ...“



Steffie Spira-Rushin



„Ich wünsche mir für meine Enkel und Urenkel, dass sie aufwachsen ohne Fahnenappell, Für Wandlitz habe ich einen Vorschlag. Daraus machen wir ein Altersheim. Die über 60 und 65-jährigen können jetzt schon dort wohnen bleiben ...“

Charisma haben nicht nur die Redner, sondern die ganze Veranstaltung. Es steht wie ein Block da. Die Demonstranten und Zuschauer am Straßenrand gehören derselben Seite an, also zieht das Volk am Volk vorbei. Die Plakate und Transparente werden gegenseitig beklatscht

und sind heute noch ohne Mühe im Internet zu finden. Auch sie sind zur deutschen Geschichte geworden. Die Reden kann man sogar als CD kaufen.

Ich mache Fotos, Notizen und Tonaufnahmen. Die Heimreise im Zug wird zur Gedankenreise. Ich muss erkennen, dass mein Land sich verändert und meine Heimat nachhinkt. Zwischen Berlin und Nordhausen sind Lichtjahre. Ich habe keinen mir bekannten Nordhäuser auf dieser Veranstaltung gesehen. Nachts steigen auf dem Nordhäuser Bahnhof nur noch ganz wenige aus. Auf mir lastet nun eine große Verantwortung als Botschafter dieses 4. Novembers 1989. Gleich am Sonntag sortiere ich die Aufnahmen und mache mir ein Skript.

Am Montag dem 6. November ist wieder Demo in Nordhausen angesagt. Ich nehme mir ganz fest vor, darauf zu reden. Der August-Bebel-Platz ist nun hell erleuchtet und eine Lautsprecheranlage ist auch installiert. Es kommen über 50.000 Menschen. Die ganze Stadt hat gerade soviel Einwohner und ist nun komplett auf den Beinen. Einen zentralen Redner gibt es nicht. Das Mikrophon ist so eine Art Offener Kanal. Ich dränge auf das Podest unter einer der großen Lampen, berichte von meinem Besuch in Berlin und verlese unter tosendem Beifall einige Losungen von Transparenten. Im Gedächtnis blieb mir : „Die führende Rolle der SED ist für das Volk zum Nudelholz geworden“.

Dann sitze ich die ganze Nacht über meiner Sendung. Es werden zwei Bänder angefertigt, eines für die Zensur und eines zum Senden. Das Sendeband hat zusätzlich 5 Minuten „Nichts“ am Anfang drauf. Am Morgen ist bereits „dicke Luft“ im Betrieb. Ich muss beim Meister vorsprechen, dann beim Betriebsfunkredakteur und dann beim Parteisekretär. Ich spiele alles runter und sage dass ich nicht meine Meinung wiedergegeben habe, sondern lediglich die Transparente einer offiziell zugelassenen Veranstaltung verlesen habe. Dann gebe ich das Band ab und sage: „Hört es euch doch selbst an.“

Natürlich ist auf dem Band alles „Friede Freude Eierkuchen“ und ich bekomme es am Mittwoch dem 8. November tatsächlich zurück mit einer Sendeerlaubnis. Nun haste ich in das Sendestudio, vertausche auf dem Weg dorthin die Bänder und lege mein eigentliches Sendeband ein. Pünktlich um 8.55 Uhr starte ich dann das Tonbandgerät, verschließe den Raum und verschwinde in meiner Werkstatt. Diese 5 Minuten Leerlauf werden zu den längsten meines Lebens. Ich sitze da und das Herz schlägt mir bis zum Hals. Meine Kollegen halten zu mir. Sie sagen: „Mach` dir keine Sorgen Ralf. Wir sind gut ausgerüstet. Bleib´ du nur da hinten in deiner Werkstatt.“ Dann schiebt der Kollege einen Putzlappen etwas beiseite. Darunter liegt ein langes Eisenrohr. Mich beruhigt das nicht.

Der IFA-Radiojingle ertönt und es beginnt meine Sendung. Es gibt keine Musik. Alle 30 Minuten sind voll von O-Tönen, Kommentaren, Interviews und dem Aufruf das Land zu verändern. Ich sitze da und höre meiner eigenen Sendung kritisch zu. Die Kollegen sitzen auf ihren Werkbänken, hören ebenfalls gespannt zu und bejahen verschiedene Aussagen mit „Jawoll“ und „Richtig“. Doch nach etwa 20 Minuten bricht die Übertragung abrupt ab. Eine Stimme ertönt: „Diese Sendung wurde nicht autorisiert und vom Jugendredakteur Ralf Heckel ohne Genehmigung gesendet. Wir geben bekannt, dass der Jugendredakteur Heckel hierfür zur Verantwortung gezogen und umgehend suspendiert wird.“ Dann knackt es und Stille tritt ein. Mein Herz rast.

„Ralf, schnell in den Schrank da.“ Ich verstecke mich und schon steht der Betriebsschutz mit Gummiknüppeln in der Werkhalle „Wo ist der Heckel?“ Ich beobachte das Geschehen durch einen Schlitz mit angehaltener Luft am Rande des Blackouts. Die Kollegen haben mit einmal

alle ein großes Werkzeug in der Hand und stehen in einer Reihe vor den Werkschutzleuten. Einer schwingt scheinbar unbeteiligt eine Kette im Kreis. Der Meister fast Mut und geht dazwischen. „Kollegen, so lasst doch den Unsinn. Hier gibt’s keinen „den Heckel“, sondern einen Kollegen der das Richtige getan hat. Wir können doch alle miteinander reden. Der Junge hat doch nur die Wahrheit gesagt.“

Die Arbeiter und Werkschutzleute senken ihre „Waffen“, duzen sich und beginnen eine kurze Diskussion. „Heinz, Du weißt doch selbst, dass der Alte uns den Kopf abreißt.“, wimmert der eine Werkschutzmann meinem Kampfgruppen-Kollegen zu. Der erwidert: „Ach Du warst schon immer eine Memme, schon in der Schule. Was bist denn auch so blöd? Machst für den die Drecksarbeit und vergreifst Dich dann an unserem Jungen hier. Komm Du mir noch mal in den Garten und willst die Bohrmaschine haben – dann bohre ich Dir mal was. Der soll mal schön selbst herkommen. Kannste ihn von mir persönlich bestellen.“ Die beiden Wachleute verschwinden.

Ich begreife, dass alle Beziehungen der Leute untereinander durch die jahrelangen unveränderten Arbeitsplätze und Nachbarschaften derart vernetzt sind, dass hier überhaupt keine Gewalt anwendbar ist. Die DDR und ihre Regionen sind zu klein, um unpersönlich oder neutral zu entscheiden. Eine Staatsmacht gibt es gar nicht mehr, sondern nur noch eine menschliche Vernunft aus gewachsenen Beziehungen – oder einen Filz von miesen Intrigen.

Tatsächlich kommt der Parteisekretär in die Abteilung. Meine Kollegen schließen sich mit ihm im Frühstücksraum ein. Nach etwa 20 Minuten werde ich geholt. Mein Meister spricht für den Parteisekretär. Der blickt nach unten. „Also Ralf. Du kannst Deine Sendung weitermachen und zwar schon heute zur Mittagspause. Ich habe aber eine Bitte an Dich. Während der letzten zwei Stunden sind in der Betriebsleitung über 700 Unterschriften eingegangen. Alle wollen streiken, wenn Du nicht wieder zugelassen wirst. Gehe also an das Mikrofon und beschwichtige die Kollegen. Wir wollen hier weder einen Streik noch Gewalt. Wir sind alle Menschen, haben Familie, Haus und wollen unser Land umgestalten. Deine Sendung wird auch nicht mehr zensiert.“ Noch nie fühlte ich mich so stolz. Dieser Tag ist für mich jener mit den größten Amplituden in meinem Leben.

Ab diesem Moment beginnt der Änderungsprozess im IFA-Motorenwerk Nordhausen. Vieles wird liberaler.

Die Maueröffnung in Nordhausen

Natürlich steht in Nordhausen keine Mauer. Aber die Grenze zu Niedersachsen ist nicht weit. Der westliche Teil des Kreises Nordhausen ist Grenzbezirk. Es ist wieder Donnerstag und am Abend soll eine weitere Dialogveranstaltung in der Halle der Freundschaft stattfinden. Dass dieser 9. November in die Geschichte eingeht, ist natürlich niemandem bewusst, also wird es zunächst ein ganz normaler Arbeitstag in der besonderen Situation des Landes. Ich gehe im Betrieb arbeiten, fahre danach mit dem Bus nach Hause, esse Abendbrot und will mit dem Motorrad wieder in die Stadt fahren. Aber meine Eltern machen sich auch fertig. „Ihr auch?“ frage ich. „Ja, wir wollen in die Halle der Freundschaft zur Veranstaltung der Volksbildung“. Ich bin verwundert und fahre nun im Wartburg mit.

Wieder ist die Halle randvoll. Es ist 19 Uhr. Hinter dem Podium sitzen nun andere Leute. Darunter ist die Kreisschulrätin und Vertreter der Abteilung Volksbildung. Es sind vorwiegend Lehrer im Publikum. Gespannt hören alle auf die Ausführungen am Mikrofon.

Ich aber fühle mich wie in der Muppets-Show. Was die da oben sagen, geht gänzlich an den Ereignissen der letzten Tage vorbei. Mir wird klar, dass jene mühsam aufgebaute Direkt-Kommunikation wie wir sie inzwischen in den Betrieben haben, in den Schulen und schon gar nicht in den Stadträten existieren konnte. Mit etwas Ungeduld und Wut stehe ich in der Menschentraube links neben der Bühne, als zum selben Zeitpunkt Günther Schabowski in Berlin irrtümlich zu früh das neue Reisegesetz live über das DDR-Fernsehen verkündet.

Gegen 20:10 Uhr tippt mich ein Mann von hinten an. „Hey, Du bist doch der vom IFA-Radio. Die Grenzen sind offen. Gehe mal hoch und sage das.“ Ich drehe mich um „Woher wissen Sie das?“ „Habe ich vor 10 Minuten im Auto auf HR3 gehört. Nachrichten.“ Unschlüssig bleibe ich stehen. Mir reicht das nicht als sichere Bestätigung. Kurz darauf tippt mich ein anderer an: „Die Grenzen sind offen. Man kann ohne Reisepass und nur mit dem Personalausweis in den Westen reisen. Hab’s selbst gehört, auf NDR3, gerade eben.“ Das wären dann schon zwei getrennte Meldungen mit dem gleichen Inhalt. Also muss da was dran sein. Die beiden können mir aber nicht bestätigen, dass dies auch im DDR-Radio gesagt wurde. Also verharre ich noch einen Moment und höre weiter zu. Dort aber entfernt man sich eintönig immer weiter von der Realität der notwendigen Umgestaltung unseres Landes und mir platzt innerlich schon der Kragen. Da tippt mich eine Frau an. Sie macht einen intelligenten Eindruck, eine Lehrerin. Ich drehe mich um und sage „Grenze offen? Welcher Sender?“ Erstaunt guckt sie mich an und sagt: „HR3, gerade eben.“

OK. Gegen 20:20 Uhr gehe ich ohne Rücksicht auf das weitere Geschehen auf die Bühne. Diesen Gang bin ich gewohnt und auch an diesem Ort habe ich schon einmal Musik gemacht. Viele Menschen machen mir auch nichts aus. Ich fühle mich sicher. Es gibt kein Lampenfieber. Die Leute hinter dem Podium weichen erschrocken zurück. Der Saal verstummt. Für einen Augenblick könnte man Stecknadeln fallen hören. Ich lasse diese Pause so stehen, ergreife mit routiniertem Handgriff nach hinten das Mikrofon aus dem Ständer und sage ohne mich vorzustellen mit lauter und fester Stimme:

„Meine Damen und Herren. Bitte entschuldigen Sie die kurze Unterbrechung, aber ich habe eine wichtige aktuelle Meldung zu machen. Die Grenzen sind offen, ab sofort und unverzüglich. Jeder der ausreisen oder das Land verlassen möchte, kann dies umgehend unter Verwendung seines Personalausweises tun. Ein Reisepass ist nicht mehr notwendig.“*

Umgehend kommt Raunen und Bewegung in den Saal. Ich spreche weiter:

„Wir haben ein Land umzugestalten und eine neue Gesellschaft aufzubauen. Wir brauchen jeden der den Mut hat daran mitzuwirken. Ich möchte alle Anwesenden bitten, sich dieser Verantwortung bewusst zu sein. Überlegen Sie genau ob eine Ausreise für Ihre Familie in Frage kommt oder man hier vor Ort an einer Zukunft mit aufbaut.“*

*Die Worte sind aus meiner Erinnerung übertragen und können im Satzbau dem Original gegenüber auch etwas differieren.

Der letzte Satz wird übertönt. Die Menschenmenge schiebt sich bereits laut durch die Flügeltüren. Alle wollen zum Ausgang. Ich stehe ein wenig sprachlos da. „Was habe ich nur angerichtet? Wollen die jetzt alle in den Westen?“. Ich verlasse die Bühne. Hilflös sitzt nun auch die Kreisschulrätin mit ihrer Delegation da. Chancenlos versucht sie wieder zur Tagesordnung überzugehen, unfähig zu begreifen, dass eine neue Zeit angebrochen ist.

Ich erhasche böse Blicke meiner Eltern. „Was hast Du Dir dabei gedacht, unsere Veranstaltung derart aufzulösen! Wir wollten hier etwas Neues für uns Lehrer erfahren, stattdessen mischst Du Dich in Dinge ein, die Dich nichts angehen. Du bringst uns als Lehrer in Teufels Küche. Woher hast Du diese Information überhaupt?“ Wortlos gehen wir zum Auto und fahren ebenso wortlos nach Hause. Im Autoradio wird nichts gesagt. Zu Hause wird sofort das Fernsehen angeschaltet, doch dort ist auch nichts über die Grenzöffnung zu erfahren. Betroffen und niedergeschlagen lege ich mich zu Bett. Morgen um 6 Uhr ist Schichtbeginn. Zum letzten Mal schlafe ich in meiner alten Heimat ein.

Danach

Der Freudentaumel erreicht mich über mein Radio in der Werkstatt des Betriebes. Gespannt und ungläubig höre ich jede Einzelheit. Die Kollegen sind alle guter Laune und scharen sich um das Radio. Ich erkläre meinen Trick mit dem Westsender. Alles lacht. Auf dem blauen Betriebsschulgebäude hisst jemand eine DDR-Fahne mit abgetrenntem Symbol. Es ist die Deutschlandfahne. Sie weht nicht lange und wird zerrissen. Die Menschen brauchen eben noch etwas Zeit.

Da Freitag ist, habe ich am Abend in Niedersachswerfen wieder Disco. Der Saal ist voll und noch nie war die Stimmung der Gäste so ausgelassen. Gegen Mitternacht komme ich zu Hause in Steigerthal an. Unsere seit langem angekündigte Verwandtschaft aus Westberlin ist da und in der Wohnstube wird lautstark gefeiert. Ich sage zur Westtante: „Na ihr seid wohl als Einzige gegen den Strom geschwommen?“ Es gibt kreischendes Gelächter.

Vor allem freue ich mich über meine Eltern. Sie sind inzwischen völlig unverkrampft und nicken mir zu. Auch meine Schwester ist da. Mit einem Mal sagt mein Vater: „Fahrt doch mal gleich los nach Göttingen. Dann seid ihr morgen früh da. Holt Euch die 100 DM Begrüßungsgeld ab.“ Mir stockt der Atem. Daran hatte ich selbst noch gar nicht gedacht. Natürlich kann man ja jetzt in den Westen fahren und wer weiß wie lange das noch so geht? Wo liegt eigentlich Göttingen?

Nun habe ich Mühe mich an den Gedanken zu gewöhnen. Meine Mutter war gerade erst im Frühjahr in Westberlin und hatte Jahre Zeit sich darauf vorzubereiten. Ich habe nun weniger als 10 Minuten für eine Entscheidung. Die Tante kippt ihre Geldböse um und teilt ihre letzten Hartgeldstücke unter uns Geschwistern auf. 19 DM bekomme ich. Noch nie hielt ich soviel Westgeld in der Hand. Eine halbe Stunde später sitzen wir im Trabi und fahren in Richtung Duderstadt/Göttingen.

Ein Traum beginnt, der nur ein Wort kennt: „Wahnsinn“.



Ralf Heckel

- geb. am 18.4.1969 in Nordhausen
- POS Petersdorf bis 10. Klasse
- Abitur mit Berufsausbildung zum Instandhaltungsmechaniker in Thale
- Motorenprüfer und Jugendfunkredakteur im IFA Motorenwerk
- seit 1.1.1990 selbstständig (Unterhaltung, Werbung, Marketing)
- initiierte den Ostalgie-Kult als integratives Selbstwertgefühl der Ostdeutschen nach politischen Fehlern im Deutschen Einheitsprozess (Verfilmung dieses Lebensabschnittes durch ARD, VÖ ab März 2010)
- Werbemanager für Bruno Banani
- heute tätig in der Studienorientierung für das Ingenieurwesen und die internationale Raumfahrt (NASA, Roscosmos)
- Buchautor, lebt in Leipzig, verheiratet, 2 Kinder